

Von Ravensbrück nach Hannover-Limmer und nach Bergen-Belsen

von Stéphanie Kuder

Seit viereinhalb Monaten sind wir in Ravensbrück im *Block* der ansteckenden Kranken untergebracht. Die Anweisungen sind streng. Niemand kommt herein, niemand heraus. Am 20. Juni 1944 wird die Quarantäne plötzlich aufgehoben. Wir werden einer medizinischen Untersuchung unterzogen, die sich lange hinzieht und die darin besteht, dass wir nackt in einer langen Reihe vor dem Lagerarzt entlangdefilieren müssen. Diejenigen von uns, deren Gewicht noch akzeptabel erscheint, werden als »stark« eingestuft und müssen zur Arbeit in die Fabrik. Ich gehöre zu ihnen.

Wir erhalten neue Kleidung: eine Garnitur Unterwäsche, einen Arbeitsanzug, ein gestreiftes Kleid, für große Kälte eine Jacke, ein Paar Strümpfe, Schuhe, Taschentuch. Die Kleidung ist nicht die jüngste. Aus altem Zeug ist sie »neu« gemacht. Sie ist zu lang oder zu kurz, zu weit oder zu eng. Die Kleinen erhalten lange Kleider, die Großen kurze. Marcelle sucht vergeblich nach einem Bindfaden, um ihr Kleid hochzubinden. Ich messe 1,67m und meine Knie sind nicht bedeckt. Es ist aber verboten, zu tauschen oder den Schnitt zu verbessern. Wir sollen grotesk aussehen, das gehört zu den Regeln. Dieses »Flitterwerk« wird neun Monate lang, bis zur Ankunft der Engländer, unsere einzige Bekleidung sein. Wir werden sie selbst waschen und zwar nur in kaltem Wasser und mit Sand, denn Seife erhalten wir keine. Während der Wäsche bleiben wir nackt.

Am 22. Juni 1944 um 4 Uhr morgens brechen wir auf. Die Krankheit hat uns bisher vor den Chefs der SS bewahrt. Nun machen wir ihre Bekanntschaft im Waggon. Die »Chefin«, die wir die »Rousse« nennen, betrachtet uns lachend: »Hündinnen, ihr habt bisher wie in einem Hotel gelebt! Jetzt werdet ihr erfahren, was ein Konzentrationslager ist!« Die Bedeutung dieses Versprechens haben wir nicht sofort erfasst. Seit Wochen haben wir in Ravensbrück eingesperrt wie in einem Kloster gelebt. Keine Möglichkeit der Flucht. Selbst die Blicke stießen überall an Mauern. Jetzt sehen wir durch die offene Tür des Viehwaggons weite grüne Wiesen, Häuser, Bäume. Diese Entdeckung lässt uns unsere Furcht vergessen. Aber das bekommt uns schlecht. Ohrfeigen hageln auf uns nieder, Befehle und Verbote werden gebrüllt. Es ist verboten, aufzustehen und zu sprechen. Die Reise dauert dreieinhalb Tage, obwohl nur zwei vorgesehen waren. Wir haben kein Brot mehr. Ausgehungert und erschöpft kommen wir endlich an, immer noch zutiefst bewegt von der erlebten Freiheit unseres Blicks.

Wir sind dem Lager Limmer zugeteilt, in einem Vorort von Hannover im Westen der Stadt. Es besteht aus drei Baracken: dem *Block*, den Toiletten und der Küche. Es ist von elektrisch geladenem Stacheldraht umgeben, hat aber keine Mauer, und auf der anderen Seite der Umzäunung kann man einen Obstgarten, eine Kirche, einen Bauernhof und die letzten Häuser des Ortes sehen. Hinter der Küche ist eine Wiese. Sie ist weniger schön als andere Wiesen, aber es gibt dort wilde Kräuter, und weil sie nicht so schön ist, dürfen wir dort sitzen. Fast sind wir glücklich.

Der *Block* besteht aus zehn Räumen. Einer davon wird das »*Revier*«; in jedem anderen sollen zehn Häftlinge untergebracht werden. Die Betten stehen paarweise und übereinander. Die Matratzen sind aus Gummiresten gemacht.

Wir haben nur eine einzige Decke. Obwohl neu, ist alles sehr armselig; alles ist provisorisch. Kaum haben wir die Räume betreten, als schon zwei Betten mit ihren Benutzerinnen zusammenbrechen. Aber an diesem Abend kann nichts unseren vertrauensvollen Optimismus erschüttern.

Um 11 Uhr geht das elektrische Licht an. Wir fahren aus dem Schlaf auf: die »*Rousse*« ist da. Sie geht zum Bett, das der Tür am nächsten steht, reißt die Decke fort, hebt das Unterkleid hoch. Madame X... hat ihren Schlüpfer anbehalten. Obwohl sie fast fünfzig Jahre alt ist und vollkommen weiße Haare hat, entkleidet die *Rousse* sie und schlägt sie. Die Schreie der Unglücklichen machen sie nur noch rasender. Sie gerät in Trance: sie schlägt mit den Fäusten auf sie ein, wird rot, keucht und hört erst auf, als sie außer Atem ist. Als sie wieder Luft bekommt, steigt sie auf die anderen Betten, greift alle an, reißt die Decken weg, schmeißt sie auf den Boden, verteilt Ohrfeigen, wirft mit Flüchen um sich und lacht: »Ich habe euch versprochen, dass ich euch im Blick habe.« Endlich geht sie weg. Die Schwächsten weinen; die anderen beißen die Zähne zusammen, sie ermessen, welches Maß an Mut nötig sein wird.

Wir wurden von einem Mann befehligt: *Oberscharführer* Michel, groß, träge, krank, ein fanatischer SS-Mann. Er teilte seine Herrschaft mit der *Rousse*. Im Zivilleben war sie Mädchen für alles gewesen. Die Leiterin der Küche: *la Panthère*, schön und böse, war Stubenmädchen gewesen. Ein Dutzend *Aufseherin*, die wir die »Mäuse« getauft hatten, überwachte uns. Ich nenne die Allerschlechtesten: Fräulein Zimmermann, Stenotypistin von Beruf, genannt *la »Vache«*¹ – *la »fée Carabosse«*², eine geborene Ungarin, die Fabrikarbeiterin gewesen war – *le »Troupier«*³, eine Stepptänzerin – *le »Roquet«*⁴ und »*Rumdada*«, so genannt, weil sie täglich dieselben Worte schrie: »*Ruhe da*«.

1 die »Kuh«

2 die »Fee Karabossa« – im 17./18. Jahrhundert in Frankreich und England populäre Märchenfigur einer hässlichen, bösen, alten Fee

3 der »Haudegen« – altgedienter Soldat

4 der »Kläffer«, auch »Spitz« (Hunderasse)

Und hier die Herde. Wir waren 266 Frauen, 44 von ihnen Russinnen (darunter 17 Soldatinnen), einige Italienerinnen, einige Belgierinnen, 5 Spanierinnen, 1 Luxemburgerin, der Rest Französinen. Unserer sozialen Herkunft nach stellten wir einen guten Durchschnitt dar. Es waren gute französische Namen darunter, Arbeiterinnen, Geschäftsfrauen, einige Studentinnen, Professorinnen, eine Ärztin, Krankenschwestern, Straßenmädchen, Frauen ohne Beruf, als Geiseln anstelle ihrer Männer verhaftet.

Die ersten Tage waren wir ohne Zusammenhalt, ohne Disziplin. Abgesehen von den Kommunistinnen, die eine feste Gruppe bildeten – sie hatten zum größten Teil schon vier Jahre Gefängniserfahrung und waren außerdem an die Parteidisziplin gewöhnt –, fehlte den anderen jedes Solidaritätsgefühl. Das erste gemeinschaftliche Erlebnis war unser erster Sieg. Wir hatten beschlossen, unseren Nationalfeiertag offen durch eine Schweigeminute zu ehren. Am 14. Juli 1944 haben wir uns alle um 12 Uhr mittags in der Fabrik Continental erhoben. Die Mäuse betrachten uns verdutzt und böse. Eine von ihnen telefoniert zum *Block*: »Es beginnt ein Aufruhr.« Sie schreien: »*Sitzen Ruhe!*«, und wir bekommen die ersten Schläge. Wir setzen uns, immer noch in absolutem Schweigen: die Minute war vorbei.

Wir nahmen uns selbst der inneren Organisation des Lagers an. Eine unter uns gewählte »*Lageraelteste*« war vor den Deutschen für das Lager verantwortlich. Die Verantwortliche für den *Block*, die »*Blockowa*«, sicherte die Verteilung der Lebensmittel und sorgte für Ordnung, Sauberkeit, Disziplin und gutes Zusammenleben. »Sie« erwarteten von uns natürlich nicht, dass wir gut miteinander auskamen. Im Gegenteil, sie taten alles, um dies zu verhindern, denn sie hofften auf Denunziationen aufgrund von Eifersucht. Von Beginn an hatten die Deutschen versucht, Hass zwischen uns und den Russinnen zu säen, indem sie diese mit einer doppelten Portion Brot bevorzugten. Aber dieser Vorteil sollte nur von kurzer Dauer sein. Die Deutschen merkten, dass die Russinnen mit uns teilten; die doppelten Rationen wurden abgeschafft. Dann wurden mal der einen, mal der anderen Angebote gemacht, die einen Vorteil versprachen: Verrat würde mit Sicherheit für die eigene Person belohnt. Ich glaube nicht, dass die SS jemals Erfolg damit hatte. Sie haben niemals von unseren Beziehungen zu den Zivilisten erfahren, von den Zeitungen, die regelmäßig ins Lager geschmuggelt wurden, und dabei hätten diese Verstöße durchaus Anlass zu Denunziationen geboten.

Der Rest des Personals, das stets unter den Deportierten ausgesucht wurde, erledigte die Dienste. Ein Teil war in der Küche beschäftigt, der andere Teil kümmerte sich um die Sauberkeit des Lagers.

Zwölf Stunden pro Tag waren wir in der Fabrik. Es wurde in Schichten gearbeitet, einer Tag- und einer Nachtschicht. Am gefürchtetsten war die Nachtschicht. Dabei verließ man um 5.30 Uhr abends das Lager, arbeitete bis Mitternacht am Fließband mit einer Pause von fünf Minuten jede Stunde; um 1 Uhr nachts ging die Arbeit am Fließband weiter bis zum Morgen. In einer Nacht produzierten wir 12 000 Gasmasken und hatten außerdem, ich weiß nicht wie viele, Verbrechen begangen. Die exakte Zahl wurde uns bei der Rückkehr ins Lager bekannt gegeben. Anstatt uns schlafen legen zu dürfen, mussten wir uns nach der Rückkehr ins Lager im Hof in Reihen aufstellen. Die »*Rousse*« kam und las uns unsere Verbrechen vor.

Nr. 5634 hat ihr Kopftuch schlecht gebunden. Eine Haarsträhne schaute hervor.

Nr. 5742 hat ihr Kleid gekürzt.

Nr. 5436 hat in der Fabrik gelacht.

Nr. 5235 hat ein Stück Abfall aus dem Werk genommen, um ihre Schuhe zu schnüren.

Die Schuldigen traten vor, eine nach der anderen. Die »Rousse« schritt an ihnen vorbei und betrachtete sie lange. Bevor sie zuschlug, weidete sie sich an ihrer Angst. Plötzlich löste sich die Spannung, ein, zwei, drei oder vier kräftige Ohrfeigen klatschten. Glücklicherweise das Opfer, das den Schlag ohne Schwanken ertrug, ohne zu fallen, ohne die kleinste Abwehrbewegung, denn wer das Pech hatte, den Arm auch nur leicht zu heben, der wurde dieser Reflex des Selbstschutzes als Angriff ausgelegt. Dann wurde das Opfer zu Boden geworfen und mit Füßen getreten. Wenn die »Rousse« zu müde war, weiter zu schlagen, ließ sie sich vertreten. Glauben Sie nicht, dass ich übertreibe: Yvon hatte nach einem solchen Auftritt ein vollkommen schwarz angelaufenes, geschwollenes und nicht wieder zu erkennendes Gesicht.

Weil sie in der Fabrik gelacht hatte – ein Verbrechen, das man »mangelnder Respekt einer ›Aufseherin‹ gegenüber« getauft hatte –, wurde Simone mit Faustschlägen misshandelt. Ihr Schädel musste aufgemeißelt werden. Wegen desselben Deliktes wurde »Poussin«⁵, die jüngste der Gruppe, so übel zugerichtet, dass sie für einige Tage den Verstand verlor. Schon der Anblick einer Uniform entlockte ihr herzerreißende Schreie. Und wir, in Reih und Glied, mussten bei all dem regungslos daneben stehen. Wir durften weder weinen noch lachen (ich habe Frauen gesehen, die die große nervliche Anspannung zum Lachen brachte), sonst erlitten wir dasselbe Schicksal. Oft durften wir, wenn die Szene vorüber war, hineingehen und uns schlafen legen; aber meistens galt die Strafe allen und nach 12 Stunden Arbeit – 12 Stunden Nacharbeit – mussten wir draußen bleiben und auf den guten Willen unserer Henker warten, um schlafen oder weinen zu dürfen. Wir verbrachten wie folgt:

4 Stunden unbeweglich auf einem Platz stehend, weil wir Leuten – wir hielten sie für Franzosen – zugelächelt hatten, die mehr als 500 Meter von uns entfernt über die Straße gingen.

3 Stunden, weil bei einer Durchsuchung Vorratsäcke entdeckt wurden, die wir aus zu langen Unterkleidern angefertigt hatten.

Mehrere Male mussten wir 2 Stunden stehen, weil Manou, eine Deportierte, geflüchtet war.

Wir wurden bestraft:

- weil wir die Reihe durcheinander gebracht hatten, als wir einer Pfütze auswichen,
- weil wir Hemden aus Papier genäht hatten, um uns vor der Kälte zu schützen,
- weil wir uns aus verrosteten Metallklingen, die wir auf dem Weg in die Fabrik gefunden hatten, Messer gemacht hatten,
- weil wir ohne Erlaubnis auf die Toilette gegangen waren,
- weil wir uns in versteckten Ecken der Fabrik unterhalten hatten, usw., usw.

5 »Küken«

Wir waren immer auf den Beinen, wir wurden immer bestraft. Wegen jeder Lebensäußerung mussten wir strammstehen. Nach zwei Monaten unter dieser Herrschaft wurden wir gewandt und vorsichtig. Wir waren zu müde, und wir übten schließlich Selbstkontrolle. Wir haben versucht, zu erraten, was bestraft werden könnte, um es zu vermeiden, wenn es ein persönliches Versäumnis war, und um es besser zu vertuschen, wenn es die Mühe lohnte. Leider aber hat unser Schlaf nicht gewonnen.

Dank unserer Vorsicht kam es bei der Rückkehr von der Arbeit nun des Öfteren vor, dass wir uns ohne allzu große Verspätung schlafen legen durften. Doch unsere Ruhe wurde nicht lange respektiert. Die Gründe, um uns zu wecken, wurden unendlich variiert. Zunächst waren da normale Ursachen, die sich jede Woche zum gleichen Tag wiederholten: Anlieferung von Verpflegung am Mittwochmorgen um 10 Uhr, ebenso jeden Freitag Lieferung von Kohle zur gleichen Zeit. Wir wurden zum Entladen geweckt. Wenn der Küchendienst das Gemüse nicht fertig geschält hatte, wurden wir zur Hilfe herangezogen. Wir waren der Arbeitsdienst. Mit dieser Art Störungen hatten wir uns abgefunden, es war höhere Gewalt. Ging das Wecken jedoch auf die tyrannische Phantasie der »Mäuse« zurück, konnten wir unser Aufbegehren kaum verbergen. Jede Woche hatte eine andere »Aufseherin« den Dienst im *Block*. Sie wurde die Herrin. Welche Wonne, uns zu kommandieren, wenn man ständig das Rückgrat gekrümmt hat. Ich sehe sie noch, diese Herrscherinnen für eine Woche. Sie schlichen in den Korridoren umher, um uns auf frischer Tat zu ertappen, um das »Achtung« zu hören, das sie anzeigte und um sich an unserem Strammstehen zu berauschen. Aber ach, sie begnügten sich nicht mit diesen Rauschzuständen. Am Ende der Woche mussten sie noch durch einen besonderen Akt ihre Beflissenheit beweisen, um eine gute Note vom *Oberscharführer* zu erhalten.

Eine von ihnen macht uns eines Tages klar, dass wir Privilegierte seien. Gewiss, wir arbeiten, aber wenn wir zurückkommen, sei der Haushalt gemacht, das Essen fertig, die braven deutschen Arbeiterinnen dagegen, wenn sie von der Fabrik heimkommen, müssen sie noch die Einkäufe erledigen, Essen kochen und sich um ihre Kinder kümmern. Das sei ein unmöglicher Zustand, der nicht weitergehen könne. Der Lagerdienst würde eingeschränkt, um so Kräfte zum Wohle des noblen *Grand Reichs* freizumachen. Der *Block* würde von der Nachtschicht gereinigt werden, jede Stubenbelegschaft solle selbst für ihren Bereich sorgen. Gegen diese Logik gab es keine Einwände. Man hatte allerdings zwei Dinge vergessen: Erstens, dass wir länger als die Zivilarbeiter schufteten – eine Besonderheit ohne Bedeutung, wenn es sich um Deportierte handelte –, und vor allem, dass es uns am notwendigen Material fehlte. Für die Sauberhaltung des *Blocks* gab es zwei Besen, zwei Eimer, zwei Feudel; aber wir mussten neun Räume reinigen, dazu den Korridor und den Waschraum. Die Belegschaft der Stube, die als erste von der Arbeit zurückkam und sich der Eimer bemächtigte, konnte hoffen, sich um 7 Uhr hinlegen zu können. Die letzten – es muss immer eine letzte Stube geben, wenn es insgesamt neun sind – warteten oft bis 10 Uhr, um putzen zu können und dann endlich zu schlafen. Dieser Zustand dauerte nur wenig länger als einen Monat. Dann führte eine andere Maus eine andere Schikane ein; die vorhergehende war vergessen.

Aber es blieb immer eine Sache, die keiner großen Phantasie bedurfte, jedoch immer wirkungsvoll war: Das »Filzen«. Die Maus kam leise ins Zimmer der Opfer, sie schloss die Tür mit großer Behutsamkeit, so als ob sie Wert darauf legte, uns nicht aufzuwecken. Ohne ein Geräusch zu machen, ging sie an den Schrank und öffnete ihn. Unsere Reichtümer lagen da, zusammengeschnürt in Taschen, die wir uns aus alten Lappen gemacht hatten, welche wir hier und da aufgerafft hatten. Die Maus griff nach der ersten, presste sie zusammen und öffnete sie dann gewaltsam. Ein Kamm, eine Zahnbürste. Die zweite Tasche verbirgt etwas mehr: ein wenig Toilettenpapier. Toilettenpapier ist verboten; sie knüllt es zusammen und wirft es auf die Erde. In der dritten ist nicht mehr, wir besitzen nichts: einen Kamm, ein Stückchen Band, Nichtigkeiten. Die Maus wird nervös; sie hat noch keinen ernsthaften Anlass für ihren Zorn gefunden. Sie steigt auf einen Stuhl, durchwühlt, bewegt unsere Habseligkeiten und findet schließlich etwas – Küchenrezepte – und sieht rot. Ich werde nie verstehen, warum die Hefte mit Küchenrezepten diese Frauen außer sich brachten. Aber es ist eine Tatsache: Jedes Mal, wenn sie eines entdeckten, machten sie eine große Szene. Der gesamte Inhalt des Wandschranks, die restlichen Taschen, die Schüsseln, die Schachteln flogen quer durch den Raum, und zum Schluss nahm sie das Heft und riss es in Stücke. Am anderen Tag fingen wir dann von vorne an. Küchenrezepte zu erzählen war unsere Art zu essen, wenn wir zu großen Hunger hatten.

Ich sagte, dass die Maus leise eintrat. Also waren wir nicht wach geworden, und wir hüteten uns sehr, es zu werden. Mit hartnäckig geschlossenen Augen befragten wir unser Gewissen und versuchten uns zu erinnern, ob wir nicht irgend etwas Verbotenes in unserem Beutel vergessen hatten. Manchmal begnügte sich die Maus mit der geschaffenen Unordnung; andere Male benötigte sie ein greifbares Resultat; bevor sie uns verließ, verteilte sie noch einige Backpfeifen. Dann war es schwieriger, nicht aufzuwachen.

Ich habe von den peinigenden Weckmethoden erzählt. Hier noch eine zuverlässige: Alarm. Mehrmals in der Woche und später jeden Tag, als die Engländer da waren. Es gab keinen ausreichenden Schutz, aber die meisten von uns waren ohne Furcht; die Bomben waren nicht für uns bestimmt. Gewiss, dieses Argument war nicht besonders überzeugend: Jeden Tag wurden in der Nähe stehende Häuser und Fabriken getroffen. Dass wir es noch nicht waren, war nur ein glücklicher Zufall. Unser Vertrauen war nicht logisch begründet, es war geboten. Wir wollten uns geschützt glauben. Diese Flugzeuge am Himmel waren die einzige sichtbare Macht, die wir der Gewalt unserer SS-Chefs entgegensetzen konnten. Auch sie verstanden das. Wenn die Flugzeuge abgezogen waren, zeigten sie deutlich, dass ihre Macht wiederhergestellt war. Es regnete Ohrfeigen, weil wir schwatzten, weil wir uns nicht schnell genug in Reihen aufgestellt hatten, weil ... vor allen Dingen, weil die Stadt brannte und sie Angst hatten.

Ich habe anzudeuten versucht, wie sie unseren Schlaf verhinderten. Die Liste ist unbegrenzt, denn sie hängt von der mehr oder minder großen Erfindungsgabe der »Maus« der Woche ab. Man kann noch unendlich viele Varianten erschaffen, indem man die Qualen kombiniert: Appellstehen und Durchsuchung, Appellstehen und Arbeitsdienst. Das Ergebnis

war eine langsame Tortur, wirkungsvoller als die Schläge, fast noch wirkungsvoller als der Hunger. Aus Angst behielten wir unsere Augen immer geöffnet, jede Schwäche wurde bestraft. Aber wenn in der Fabrik die Arbeit für die Pause unterbrochen wurde, ließen wir unseren Kopf auf den Tisch fallen und sanken in den Schlaf. Nach dem Essen glitten wir von den Stühlen, und das Wecken, zehn Minuten später, glich dem Tod. Die offenen Augen waren leer auf das Laufband gerichtet. Die Hände bewegten sich sicher und präzise wie Automaten. Unser Dasein war ohne Gedanken, vernichtet.

Die »Continental« sah traurig aus, als wir sie kennenlernten. Eine Sprengbombe hatte die Türen eingedrückt, die Fenster zerschlagen und den Gips von den Wänden gerissen. Alles war provisorisch gerichtet worden, mit Steinen, Pappe und Holz. Wir arbeiteten ständig bei elektrischem Licht, und die Belüftung ließ zu wünschen übrig. Das Benzin, das Gummi, die weder Benzin noch Gummi waren, verbreiteten einen erstickenden Geruch.

Wir waren mit der Herstellung von Gasmasken beauftragt. Die Arbeit wurde wie folgt gemacht: Der plattenförmige Kautschuk wird geschnitten, gesäumt, danach auf Eisenformen gepresst. Die »Köpfe« werden vom Fließband weitertransportiert, sie stehen darauf im immer gleichen Abstand zueinander; die Kanten sind auf dem Fließband durch weiße Linien angezeigt. Das Fließband bewegt sich in einem bestimmten Zeitmaß, das auf unsere Geschicklichkeit abgestimmt ist. Wir beantworten jeden Versuch, das Tempo zu beschleunigen, mit gewollter Ungeschicklichkeit, diese erzeugt bei den »Mäusen« wiederum wachsende Gewalttätigkeit. Das Endergebnis liegt immer in der Mitte. Während der neun Monate hat uns niemand zu der vorgesehenen Schnelligkeit bringen können. Wir wollten die Produktion hemmen, aber vor allem wollten wir wegen der geringen strategischen Bedeutung der Gasmasken unsere Gesundheit schützen.

Die Frauen sitzen rund um das Fließband. Der Reihe nach nehmen sie einen Eisenkopf, befestigen ihn an einem Haken, machen die erforderliche präzise Handbewegung und stellen die Maske auf das Fließband zurück. Der nächste Kopf ist schon da. Jede überflüssige Bewegung ist verboten, sonst ist der Kopf vorbei. Am Ende des Fließbandes passt die »Maus« auf. Wird ein Kopf zurückgeschickt, bedeutet das Bestrafung.

Besonders gegen Morgen, wenn die müden Arme kaum noch die Eisenköpfe heben können, wenn die offenen Augen leer sind, werden die Masken zu gierigen Göttern, die Menschenopfer lieben. Das Fließband ist unersättlich, es bringt ständig neue Köpfe heran, einer geht, ein anderer ist schon da, und zehn, zwanzig, dreißig sind auf dem Fließband, und diese zehn, zwanzig, dreißig gehen langsam, regelmäßig, unbeweglich vorwärts, und wir müssen ihnen dienen. Wochenlang wird unser Schlaf von diesem Bild heimgesucht.

Mit der Gewöhnung an die Arbeit werden wir weniger müde. Die bleibenden zwölf Stunden fortgesetzter Anstrengung gehen trotzdem über unsere Kräfte. Darüber hinaus machen einige Frauen Männerarbeit: das Bedienen der Presse, der Transport der Masken auf schlecht geölten Karren und die Arbeit am Ofen.

Die abschließende Kontrolle der Gasmasken wird von deutschen Zivilarbeitern der Fabrik durchgeführt. Jede Verbindung zwischen ihnen und uns ist, bei schweren Strafen für sie und

für uns, strikt verboten. Im ersten Monat nach unserer Ankunft wird die Distanz zwischen uns streng eingehalten. Die »Mäuse« haben uns als Prostituierte vorgestellt, die wegen der Ansteckung deutscher Helden verhaftet worden waren. Aber bald kam es zu offener Uneinigkeit zwischen der SS und den Zivilarbeitern. Die »Mäuse« wollten sich in die Arbeitskontrolle einmischen; die zivilen Vorarbeiter waren darauf bedacht, ihre Unabhängigkeit zu wahren und die »Mäuse« auf ihre offizielle Aufgabe, die Bewachung der Deportierten, zu beschränken. Wir profitierten von diesem Konflikt und auch von dem Mitleid, das unser trauriges Schicksal erweckte. Einige Arbeiterinnen hatten sogar den Wunsch, uns zu helfen, vor allem nach dem Zwischenfall mit den Prämien. Das war geschehen.

Ungefähr sechs Wochen nach unserer Ankunft in Hannover ist unsere Lehrzeit vorüber, und wir werden reguläre Arbeiterinnen, d.h. wir müssen die Mindestleistung erbringen. Jede Schicht muss 12 000 Masken in elf Arbeitsstunden anfertigen. Die Fabrikleitung schlägt vor, uns zu belohnen, wenn wir die uns auferlegte Produktionsmenge erhöhen. Wir sollen in Form von Prämien bezahlt werden, und eine Kantine würde im *Block* eingerichtet werden. Dort könnten wir unsere Prämien Scheine gegen »Delikatessen« eintauschen. Es ist Anneliese, die »Anweiserin«, d.h. die Dolmetscherin aus der Fabrik, die diese Nachricht nach der Arbeit in den *Block* bringt. Zuerst kommt Freude in uns hoch: Wir werden uns etwas zu essen kaufen können, und wir haben so fürchterlichen Hunger! Danach fällt die Freude zusammen. Den ganzen Nachmittag sprechen wir nicht mehr über die Prämien, erst am Abend wieder in allen Betten, in allen Zimmern, und am Morgen wissen wir, dass wir sie zurückweisen müssen. Wir versuchen zunächst zu erreichen, dass die Fabrik von sich aus ihr Angebot zurücknimmt, denn es wird uns teuer zu stehen kommen. Alle diejenigen, die Deutsch sprechen können, reden heimlich mit den Vorarbeitern, mit den Ingenieuren, und alle Zivilisten wissen bald, dass wir kein Geld wollen, weil wir Französinen sind, die gezwungen sind, für den Feind zu arbeiten.

Zwei Wochen gehen vorüber. Der offizielle Tarif der Prämien ist angeschlagen. Zwei weitere Wochen vergehen. Wir hoffen schon, dass das Werk unsere Ablehnung akzeptiert hat. Aber eines Abends, als wir von der Arbeit zurückkommen, erwarten uns der *Oberscharführer* und die »Rousse« mit den Prämien-Gutscheinen in der Hand.

Wir werden aufgerufen. Die erste lehnt ab; sie wird zu Boden gestoßen. Die zweite lehnt ab, sie wird geschlagen. Die dritte nimmt an, zerknüllt aber ihren Prämien Schein; eine Ohrfeige erinnert sie daran, dass sie nicht frei ist. Die vierte nimmt an, ohne zu reagieren, und wir folgen alle voller Scham und strecken die Hand aus. Zurück in unseren Zimmern machen wir daraus ein Paket; es ist verschlossen, zugeschnürt, wir werden aus dieser aufgezwungenen Bezahlung keinen Nutzen ziehen. Am folgenden Sonntag kündigt man uns beim Morgenappell die Eröffnung der Kantine für den Nachmittag an. Wir sind in einem Zustand höchster Erregung. Wir erwarten alle möglichen Gewalttaten, und wir haben Angst, gleichzeitig sind

wir berauscht von unserem Wagemut und der Entdeckung unserer Einigkeit. Bis jetzt haben die »Mäuse« dadurch, dass sie von der Kontrolle über die Arbeit ausgeschlossen worden sind, keinerlei Angaben über unsere individuelle Leistung. Die Schwachen, die Müden werden durch diese Unwissenheit geschützt. Was wird sein, wenn wir Prämien erhalten und die Arbeitsleistung jeder einzelnen bekannt wird? Diejenigen, die am wenigsten leisten, werden allen erdenklichen Schikanen ausgesetzt sein, vor allem der schlimmsten, dem Essensentzug: Wer nicht arbeitet, isst nicht.

Vier Uhr, der Hof ist leer. Die Deportierten sind alle in ihren Zimmern; vom »Revier« aus beobachten wir die Vorbereitungen zur großen Attacke. Die »Rousse« hat schon 20 Büchsen mit Rote-Bete-Salat geöffnet. Sie reiht Schönheitscremes auf, packt Zahnbürsten aus, Zahnpasta (die meisten von uns haben weder Zahnbürste noch Zahnpasta). Sie macht ein großes Gefäß mit Salzheringen auf; uns läuft das Wasser im Mund zusammen. Jetzt ist es soweit. In den Korridoren kündigt »Roquet« das Ereignis mit beinahe weicher Stimme an: »Die Kantine ist geöffnet.« Niemand rührt sich. In allen Stuben tun die Deportierten so, als wenn nichts geschehen sei, aber – das Herz schlägt ein wenig schneller. »Roquet« wiederholt etwas lauter: »Die Kantine ist geöffnet! Verteilung von Lebensmitteln. Alles nach draußen!« Wieder hat es niemand gehört. Die Folge ist konfuses Geschrei. Die »Mäuse« sind in Aufruhr; sie sind überall, in den Korridoren, in den Zimmern, die wir unter ihren hasserfüllten Augen verlassen.

Da sind wir also draußen: Russinnen und Französinen, aufgereiht, still. Wir haben zwei Stunden, um nachzudenken.

Als die »Chefin« wiederkommt, gibt es keinerlei Bewegung in unseren Reihen. Sie beschimpft uns, droht uns: »Das ist ein Aufstand, ihr wisst genau, was euch das kostet!« Wir fühlen uns stark, sind stolz auf unser Opfer. Was auch immer der Preis sein mag, wir geben nicht nach.

Einige Stunden später kommt die Lagerleitung wieder. Die »Chefin« schwenkt eine riesige Schere, packt die erstbeste Frau, die sie erreicht, ohrfeigt sie, zieht sie an den Haaren und verspricht, dass die ganze erste Reihe geschoren wird. Die anderen »Mäuse« dringen in unsere Reihen ein, stoßen uns, verteilen Faustschläge und Fußtritte. Der *Oberscharführer* überwacht eisig die Szene und fährt zärtlich mit der Hand über seine Pistole. Dann plötzlich kühlt die Stimmung ab, sie verschwinden, und wir sehen sie am Ende des Korridors wie zu einer Beratung versammelt. Der *Oberscharführer* kommt wieder, er möchte gern unsere Erklärungen anhören; es sei an uns, eine Delegierte zu wählen. Ich werde dafür bestimmt und trete vor.

Ich werde mich nicht über meine Unterhaltung mit dem *Oberscharführer* auslassen. Mein Anteil ist klein. Ich fordere, man solle uns erlauben, unseren Stolz zu behalten. Durch unsere Arbeit helfen wir der deutschen Kriegsmaschinerie; ohne uns vor uns selbst schämen zu müssen, könnten wir keinen materiellen Vorteil aus dieser Arbeit ziehen. Zum anderen könne man eine Bezahlung nur für eine Arbeit erhalten, der man aus freiem Willen zugestimmt habe. Wir aber wollen Gefangene bleiben. Die Antwort waren Schreie, Flüche, ein Versuch, über die Bedeutung der Worte »Prämie« und »Bezahlung« zu diskutieren, und schließlich das

letzte Argument, das uns zum Nachgeben bringen soll: Wenn wir die Prämien ablehnen, verlieren wir das Recht, über unser Geld zu verfügen, das bei den Behörden seit unserer Ankunft in Deutschland hinterlegt wird (eigentlich sollten wir 12 Mark pro Monat bekommen. Alle besitzen etwas, einige sind sogar sehr reich). Ich gebe die Frage an alle weiter. Wir verzichten. Zehn Minuten später gehen wir auf Befehl in unseren Block zurück.

Die Zahnbürsten, die Zahncreme verschwinden wieder in ihrer Verpackung, die Heringe werden aus dem Fenster genommen. Die Kantine ist geschlossen. Wir werden niemals »Delikatessen« essen. Wir werden niemals unseren Hunger stillen.

Wir haben eine andere Quelle der Kraft entdeckt: unsere Einigkeit. Von diesem Tag an sind wir nicht mehr 264 Frauen, wir sind eine Gruppe. Die Prüfung hat unsere Willenskraft, unseren Mut und unsere Uneigennützigkeit bewiesen. Jede von uns hat von nun an mehr Stolz, wenn es gilt, die Ehre aller zu verteidigen. Unser Verzicht brachte uns einen Gewinn ohnegleichen. In den fürchterlichsten Momenten unserer Gefangenschaft, während wir den gnadenlosen Kampf um das Leben kennenlernten, wussten wir der Verführung »Rette sich, wer kann!« zu widerstehen. Ich glaube, dass wir in dem fürchterlichen Kampf der durch jahrelange Leiden und Furcht geschwächten Wesen verstanden haben, Frauen zu bleiben.

Ein sofortiger Gewinn dieser Auseinandersetzung ist die Haltung der Fabrikarbeiter uns gegenüber. Sie bewundern uns, sie haben Vertrauen zu uns, sie helfen uns. Einige von uns bekommen fast jeden Morgen ein Stück Brot. Aber ein fürstliches Geschenk, jeden Tag aufs neue, das uns erlaubt auszuharren: das ist die Zeitung. Sie wird jeden Morgen unter den Kautschukplatten versteckt. Versteckt in den Schuhsohlen gelangt sie in unseren *Block*, und am Abend, wenn die Kontrolle vorbei ist, wird sie übersetzt und in allen Zimmern gelesen. Wir fühlen keinen Hunger, keine Kälte mehr, wir erinnern uns nicht mehr daran, dass wir geschlagen worden sind, denn wir erfahren, dass der Atlantikwall durchbrochen wurde, dass die Alliierten in Paris sind, dass de Lattre im Elsaß ist, Leclerc in Straßburg ist, dass Aachen gefallen ist.

Was wir an Sympathie gewinnen, ist für die »Mäuse« verloren. Es hat noch keinen Eklat zwischen den Zivilisten und den SS-Chefs gegeben, aber es herrscht Feindseligkeit. Einige der Zivilistinnen meiden den Morgengruß, hören auf zu sprechen, wenn die »Mäuse« sich nähern, machen sich offen über ihre schlechte Haltung lustig. Die »Mäuse« fühlen das und haben nicht mehr diese triumphierende Sicherheit, wenn sie uns schlagen. Die Strafen sind nicht mehr öffentlich; die »Maus« schleppt ihr Opfer zu den Toiletten, und in diesem engen Raum werden Faustschläge und Fußtritte ausgeteilt. Wir gewinnen bei diesem Ortswechsel. Aufgrund des Platzmangels können sie für die Ohrfeigen nicht mehr weit genug ausholen, sie sind gebremster und abgeschwächer. Selbst diese Szenen hören schließlich auf. Nach dem Bericht eines Kontrolleurs, der konstatiert, dass durch unsere schlechte Behandlung die Produktion geschädigt wird, muss die »*fée Carabosse*« das Lager verlassen und wird das Verbot erlassen, uns in der Fabrik zu schlagen. Und so erfreuen wir uns fast zwölf Stunden sicherer Ruhe. Das bedeutet nicht, dass wir dem Wechsel der Launen unserer Bewacherinnen immer

entkommen, aber zumindest bei der Arbeit artet das Ohrfeigen nicht mehr in brutale Szenen aus.

Jetzt wenden sich auch einige Vorarbeiter mit ihren Beschwerden direkt an uns. Wenn die Arbeit schlecht gemacht ist, und sie ist es oft, beschweren sie sich bei uns. So entgehen wir der fürchterlichen Anklage der Sabotage, die stets von einer exemplarischen Strafe begleitet ist. Ich habe gehört, wie einer der Zivilarbeiter uns gewarnt und uns in unserem eigenen Interesse gebeten hat, »etwa mehr professionelles Bewusstsein« zu zeigen.

Ich könnte noch viele wohlmeinende und sympathische Taten von Seiten der Arbeiter anführen.

Damit ist so ungefähr ein Bild von unserem Leben ab Juni bis November 1944 gegeben.

Im November kam eine bedeutende Gruppe von 260 Deportierten – Russinnen, Polinnen, Französinen – aus Görlitz. Die »Hermann Goering Werke« schließen ihre Pforten. Wir bleiben mit ihnen im gleichen *Block*. Er war schon eng für 266, er wird fast unbewohnbar für 516. In den Zimmern, die für 30 Frauen gedacht waren, werden 60 Frauen untergebracht. Zwei Frauen teilen sich ein Bett, manchmal sogar zwei Betten für fünf Frauen, wobei die Betten nicht mehr als 60 cm breit sind.

Dieselbe Enge in der Küche. Weil man den Kessel nicht vergrößern kann, werden die Portionen verkleinert. Bisher erhielten wir pro Tag einen Liter Suppe zu Mittag, Brot und 12,5 Gramm Margarine oder einen Löffel voll Marmelade. Die Rationen schrumpfen jetzt auf Liter Suppe, Brot, 5 Gramm Margarine. Am Morgen und am Abend kommt noch eine heiße Flüssigkeit zur Verteilung. Vollkommen willkürlich nennen wir sie: »Kaffee« am Morgen, »Tee« am Abend. Die Küche versichert, dass der Tee gezuckert sei. Wir wollen nicht an ihrem guten Glauben zweifeln, aber der Zucker verliert sich in der Masse. Obwohl wir 18 Monate lang genau aufpassen, haben wir ihn niemals entdeckt.

Die Rezepte unserer Suppen habe ich nicht aufbewahrt. Sie waren nicht von gastronomischem Interesse. Nur im Interesse der Dokumentation hier die Zusammensetzung. Die Suppe bestand einfach aus Wasser, in dem das Gemüse der Jahreszeit gekocht wurde: Kohlrüben, rote Rüben oder Kohl, Spinat oder Kohl – mit oder ohne Salz – je nach Laune der Küchenchefin-»Maus«. Die Suppe war gut, wenn das Gemüse gewaschen war, nicht gefroren oder verdorben. Das aber kam nur selten vor. Wir träumten von einer dicken Suppe. Das war sie niemals.

Die Strenge des Regimes beeinflusste die Gesundheit aller. Im *Block* gab es ein »Revier« mit neun Betten. Es war ausreichend für die Sommermonate. Ab November steigt die Zahl der Kranken trotz einer strengen Kontrolle rapide an. Sie erreicht einen ständigen Durchschnitt von 60 bis 70 Kranken im Januar 1945. Man wird krank gemeldet, wenn man 39° Fieber hat. Steigt das Thermometer nicht weiter, wird die Gefangene als »gesund« betrachtet und muss

arbeiten, wie auch immer der Gesundheitszustand ist. Um Schwindeleien zu verhindern, nimmt die »Maus« an der Untersuchung teil und überwacht das Thermometer.

Der Gesundheitsdienst wird von einer Gefangenen geleitet, Frau Doktor France Hémont. Mit den wenigen Medikamenten kann sie die Kranken zwar nicht gesund machen, das war unmöglich, aber sie kann sie bis März 1945 einigermaßen stabilisieren. Ihr ist es zu verdanken, dass wir in Hannover nur eine einzige Gefährtin verloren haben. Die Krankheiten resultierten vor allem aus der Erschöpfung. Wir sind zu Skeletten abgemagert, viele von uns leiden an unerklärlichen Fieberanfällen. Es geschieht nicht selten, dass morgens zwei oder drei Frauen in den Reihen zusammenbrechen. Täglich bringt man welche zurück, die in der Fabrik zusammengebrochen sind. Am Ende der Woche ist der *Block* ein Hospital. Aber der *Oberscharführer* wacht, und am Sonntag organisiert er eine wundersame Heilung. An jenem Tag geht der Appell der Kranken dem allgemeinen Appell voraus. Die Kranken kriechen aus ihren Betten und stellen sich zu zweit in den Gängen auf. Der *Oberscharführer* besichtigt sie: eine Bronchitis, eine Rotlauf, eine Lebererkrankung, eine Tuberkulose. Ich gebe ihre Temperaturen an: 38°, 39°, 40° usw. ... Hört er überhaupt zu? Mit sicherer Geste trennt er die Kranken von den Gesunden. Die Reihen sind aufgebrochen und die neuerklärten Gesunden müssen, um ihre Gesundheit zu feiern, noch eine Stunde stehen und am allgemeinen Appell teilnehmen. Von den 60 Kranken verbleiben nur 10 bis 20 im »*Revier*«.

Die »vorteilhaften« Krankheiten sind die ansteckenden Krankheiten und Leiden, die die Arbeit beeinträchtigen: Geschwüre und Entzündungen an den Armen. Schreckliche Krankheiten sind Tuberkulose und Blutarmut – denn sie geben kein Anrecht auf Ruhe, es sei denn, dass hohes Fieber mit ihnen verbunden ist. Ein junges, 20-jähriges Mädchen, die schwind-süchtig und nur Haut und Knochen war, wurde jeden Sonntag zurückgeschickt. Sie litt fürchterlich in der Fabrik. Sie konnte dort nicht überleben. Aber jeden Montag kam sie zur Arbeit zurück.

II.

Der Rhein wurde überschritten. Ein Alarm folgt dem andern, die Bombardierungen sind häufig. Unser Dach ist halb abgerissen, die Schornsteine sind eingestürzt, und anstatt in die noch existierenden Regenrinnen läuft der Regen durch unsere Zimmerdecken. Die Wasserleitungen sind geplatzt, die Lebensmittelversorgung kommt schlecht oder gar nicht an. In der Fabrik wird nur noch zwischen den Alarmen gearbeitet, von 2 Uhr morgens bis 6 Uhr, von 7 bis 12 Uhr. Richtiger müsste ich sagen, wir sind in der Fabrik anwesend; wir arbeiten nicht mehr, man beschäftigt uns. Entweder fehlt es an Material, oder es gibt keinen Strom, und wir reparieren alte verschimmelte Gasmasken, die sie aus den Kellern herausgeholt haben.

Die Engländer nähern sich. Sie sind auf 100, 90, 80, 60, 40km herangekommen. Es fällt uns schwer, die Nerven zu behalten, unser Lächeln zu kontrollieren. Die Kranken lernen laufen, wir stellen unsere Fahne fertig.

Die Engländer sind 30km von Hannover entfernt.

An diesem Abend öffnet die »Chefin« die »Kammer«, eine geheiligte Stätte, die wir nur mit geschlossener Tür kannten. Kleidung wird verteilt: Strümpfe, 10 Paar für 60 Personen; Hosen, 12 für 60; Schuhe, 40 für 250. Wir tragen seit acht Monaten immer die gleiche Kleidung. Alles ist zerlumpt, und nun sollen wir aus diesen Fetzen die am meisten abgenutzten herausuchen, um sie zu wechseln. Die Schlüpfers sind ungeheuer schäbig. Ich habe welche gesehen, die nur noch aus Bändern bestanden. Strümpfe gibt es nicht mehr. Die Schuhe werden mit Schnüren an den Füßen festgebunden; sie sind überall durchlöchert. Diese plötzliche Fürsorge beunruhigt uns; die neuen Schuhe erschrecken uns. Wenn wir nun fortmüssen? Aber an diesem Abend herrscht Optimismus, wir wollen an unseren guten Stern glauben. Diese Nacht noch, und die Engländer werden da sein.

Am nächsten Morgen sind die Engländer nicht gekommen, und um acht Uhr wird der Befehl zum sofortigen Verlassen des Lagers gegeben. Das Haus gerät in Wahnsinn. Da es keine genaue Instruktion gibt, greifen die Soldaten auf Argumente des Typs Konzentrationslager zurück; sie entledigen sich ihrer Verantwortung und schlagen auf die Menge ein, ohne zu wissen warum. Sie ohrfeigen, ohne dass die Geohrfeigten wissen warum. Die »Mäuse« kommen in die Zimmer und reißen uns die Decken, die wir zusammenschnüren wollen, aus den Händen, verbieten uns, sie mitzunehmen, während im Hof andere »Mäuse« die Frauen niederstoßen, die mit leeren Händen auf den Aufbruch warten, und sie zurückschicken, um ihre Sachen zu packen.

»Schnell, los. Schnell, los.« Diese Worte, in allen Tonlagen ausgerufen, wandern den Block entlang, die vielen Stimmen, die sie ausrufen, lassen den Ton anschwellen. Viele Frauen weinen, denn die Kranken bleiben zurück, und die Trennung ist furchtbar. Alle Papiere des Lagers sind verbrannt worden. Der Abmarsch ist nahe.

Endlich kommt die Verpflegung an. Die Verteilung hat kaum begonnen, als der *Oberscharführer* schreiend und fluchend hereinkommt. Er ergreift die Frauen, die in seiner Reichweite sind, zieht sie an den Haaren, wirft sie auf den Hof. Mit groben Fußtritten stößt er die hinaus, die auf das Brot warten wollen. Um so schlimmer für sie, wenn sie sich noch nicht bedient hatten, sie werden aufbrechen, ohne zu essen. Wir müssen uns aufstellen, werden gezählt. Es fehlen acht Frauen. Was soll's? Wir brechen auf.

Wir kommen langsam vorwärts. Nach kaum einer Stunde schmerzen die Füße. Wir sind müde. Wir sind nur wenige Kilometer von der Stadt entfernt. Der *Oberscharführer* läuft die Reihen wie ein Schäferhund ab, versucht, uns durch Geschrei anzutreiben: »Schneller, schneller«. Jedes Mal wenn er naht, zeigen sich die »Mäuse« und die Soldaten durch heimtückische Fußtritte gegen unsere Knöchel besonders beflissen. Wir versuchen, langsamer zu gehen. Wir haben noch die Hoffnung, dass die Engländer uns einholen.

Um 1 Uhr nachmittags wird der Himmel dunkel. Die Sonne verschwindet, und der Regen beginnt traurig und hartnäckig zu fallen. Wir gehen noch immer, gestoßen, gedrängt, ge-

schlagen. Der Himmel ist jetzt schwarz, und die Nacht ist da, ohne dass wir sie einbrechen sahen. Wir sind vollkommen durchnässt. Unsere nassen Jacken wiegen schwer auf den Schultern. Während des ganzen Tages haben wir noch nichts gegessen. Es scheint, dass wir bald ankommen; aber der Abend und der Wald, den wir seit Stunden durchqueren, verbergen unseren Zufluchtsort. Die Kolonne wird immer länger, immer langsamer, immer verzweifelter. Hunger, Kälte und Müdigkeit haben uns erschöpft.

Die »*Lageraelteste*« bricht zusammen. Sie weint, schreit, wimmert. Eine unerwartete Nervenkrise bei dieser starken Frau, die niemals eine Schwäche gezeigt hat. Ich würde sie gerne stützen, aber ich kann selbst nicht mehr; meine Füße sind voller Blut. Ein Bauernwagen überholt uns. Die »*Chefin*« hält ihn an und macht ein Zeichen, einzusteigen. Ein Mann liegt schon darin. Es ist zu dunkel, um sein Gesicht erkennen zu können. Als wir eine halbe Stunde später ankommen, hat er sich noch immer nicht bewegt, und ich werde am nächsten Morgen erfahren, dass er der erste Märtyrer unseres Marsches war.

In unserer Naivität hatten wir einen Schutz gegen die Kälte und den Regen erhofft. Man bringt uns in offene Scheunen. Der Boden ist aus Beton, und sie sind zu eng, um uns alle zu fassen. Einige von uns versuchen, in den Wagen, den Gespannen, den landwirtschaftlichen Maschinen zu schlafen, die man auf den Hof gestellt hatte, um uns Platz zu machen. Die Nacht ist heller geworden, aber der Regen fällt noch immer. Wir rollen uns in unsere durchnässten Decken ein, wir legen uns fast aufeinander. Eine verzweifelte Trauer, der Regen, die Kälte halten uns wach, und als der Tag graut, als man uns zum Aufbruch ruft, haben wir noch kein bisschen geschlafen.

Am Morgen sind wir entschlossen, zu widerstehen und den Abmarsch zu verweigern. Wir sind entkräftet, einige zittern vor Fieber, und alle haben schmerzhaft Blasen. Die Holzstücke, die wir an die Füße gebunden tragen und die Schuhe genannt wurden, sind nicht für lange Märsche gemacht. Der *Oberscharführer* hat unser Vorhaben erraten und kommt, begleitet von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Er droht uns mit dem Maschinengewehr, da wir nicht gleich reagieren; die Soldaten stoßen uns mit den Gewehrkolben. Wir haben Angst vor dem Unvermeidbaren, der mörderischen Lektion, und wir geben nach. Im Hofe sehen wir den Mann vom Vorabend. Er ist ein Häftling aus dem Kommando Stöcken, das uns vorausging bei dem großen Auszug. Er ist nicht mehr zu erkennen, eine fürchterliche Wunde hat ihm den Schädel geöffnet ...

Wir müssen marschieren.

Und wir durchqueren wie am Vorabend große Wälder. Sie wären schön, wenn wir nicht so beladen wären. Leichte Birken wechseln mit Kiefern, mit Wiesen ab, auf denen das Frühlingsgrün leuchtet. Die Straße verläuft geradeaus, sie ist weiß. An allen Kreuzungen hat die Kriegsmaschine ihre Spuren hinterlassen: Bunker beherrschen die Durchgänge, die Brücken sind mit Hindernissen versehen.

Wirklich, meine Füße tun zu weh. Um 10 Uhr gebe ich auf. Ich setze mich an den Straßenrand und sehe, wie meine Gefährtinnen vorbeigehen. Die *Chefin* nähert sich mir, schaut

mich an und lässt mich in Ruhe. Trudy und Micheline, die Krankenschwester, die mich nicht verlassen wollen, bleiben bei mir.

Die Kolonne entfernt sich, und wir sind ganz alleine. Ein Rausch überfällt uns, wir sind frei. Mir tut nichts mehr weh. Ich versorge meine Füße, denn ab jetzt müssen wir allein weiter. Nach einer halben Stunde sind wir bereit. Wir erheben uns und wollen der Kolonne den Rücken kehren ... Und doch, ohne ein Wort zu sagen, folgen wir den anderen nach. Trudy ist »*Lageraelteste*«, ich bin »*Blockowa*«, wir haben nicht das Recht, unsere Frauen zu verlassen.

Bis zum Abend laufen wir allein zu dritt auf der Straße. Unsere gestreifte Kleidung, unsere Freiheit erwecken Neugier.

Ein Auto der *Wehrmacht* hält an. Zwei Offiziere kommen auf uns zu und fragen uns: »Wer sind Sie?« Ich stelle meine Begleiterinnen vor: Die Marquise de H., Belgierin; Trudy T., Frau eines französischen Offiziers. Ihre Gesichter drücken Erstaunen und Zweifel aus. Wir erzählen vom Konzentrationslager, von der französischen *Résistance*, von der verächtlichen und ungerechten Behandlung, die wir zu erleiden hatten. Sie erklären aufrichtig, absolut nichts von dem Leben zu wissen, das die ausländischen Deportierten in Deutschland führen. Ihre Empörung scheint echt zu sein, und als sie uns verlassen, höre ich einen von den beiden murmeln: »*Und das nennt man deutsche Kultur!*«⁶

In einem Bunker bedrohen uns Kinder – ich kann sie so nennen, denn sie sind erst 16 oder 17 Jahre alt – mit ihrer Maschinenpistole und beschimpfen uns: »*Verdammtes Volk, mann sollte sie alle niederschlagen!*«⁷

Hier noch eine andere Szene: Wir sind in einem großen Wald. Zwei Kinder, eines ungefähr von 12 Jahren, das andere jünger, sammeln Holz. Das kleinere kommt zu uns. Ich stehe an der Außenseite der Gruppe, die wir bilden. Das Kind wendet sich mir zu. Ich erwarte eine feindliche Geste, aber es nimmt meine Hand, küsst sie und rennt weg.

Wir sammeln die widersprüchlichsten Nachrichten: Die Engländer sind in Hannover, sie haben Celle eingenommen, sie sind in dem Wald gegenüber; spätestens in 24 Stunden werden sie da sein. Sind die Explosionen, die alle halbe Stunde die Luft zerreißen, das Getöse einer großen Schlacht? – Nein, es sind die Depots der V1, die in die Luft fliegen.

Unsere kleine Gruppe wächst von Stunde zu Stunde. Wir sammeln die auf, die sich noch weiterschleppen können und die die Müdigkeit auf der Straße zurückbleiben ließ. Alle können uns nicht folgen. Ein kleiner Pole, 17 Jahre alt, weint; wir betten ihn ein wenig abseits von der Straße auf Moos. Wir umarmen ihn, hüllen ihn in seine Decke ein, versuchen, ihm verständlich zu machen, dass er rufen soll, wenn er einen Menschen ohne Uniform sieht. Er weint noch immer. Er will unsere Hände nicht loslassen. Er hat eine solche Angst!

6 dahinter im Original die französische Übersetzung: (*Et c'est cela qu'on appelle la culture allemande !*)

7 dahinter im Original die französische Übersetzung: (*Peuple damné ! on devrait tous les abattre !*)

Wer sein Glück versuchen will, folgt uns bis zu den nächsten Häusern. Dann lassen wir sie im Gebüsch in der Nähe der Häuser zurück. Wenn es uns möglich ist, weisen wir die Bauern darauf hin. Ich weiß, dass sie in den meisten Fällen versteckt und gerettet wurden.

Bei hereinbrechender Nacht holen wir die Gruppe einige Kilometer vor Celle ein. Wir werden gezählt: etwa vierzig sind geflüchtet – und auch vier der boshaftesten »Mäuse«. »*la Chinoise*«⁸, »*la Négresse à plateaux*«⁹, »*le Roquet*« und »*la Chèvre*«¹⁰ haben sich verdrückt.

Der *Oberscharführer* läuft hin und her, hochrot und sehr aufgeregt. Wir haben noch keinen Lagerplatz; die Scheunen sind voll Heu und für die Armee reserviert. Er sorgt sich nicht um unsere Bequemlichkeit, sondern um unsere Bewachung. Eine Sandgrube am Ende des Ortes scheint für unsere nächtliche Unterbringung wie geschaffen zu sein. Als wir ankommen, sind dort schon die Deportierten aus dem Lager Stöcken – ungefähr 1500 bis 2000 Menschen. Sie belegen eine Seite des Platzes, wir kommen auf die andere Seite. Der Mond beleuchtet bizarr den weißen Sand; die Menschengruppen bilden schwarze Flecken. Unsere Kleider und unsere Decken sind getrocknet und uns ist weniger kalt. Der Sand ist einladend und weich, und wir hoffen zu schlafen. Die ruhige Nacht wird von Feuersalven zerrissen; die Wachen schießen ohne Pause. Sie wollen uns damit einschüchtern, denn alles ist ruhig.

Am folgenden Tag geht es weiter. In der Nacht hat Celle ein starkes Bombardement erlitten, und wir können nicht hindurch. Die Kolonne Stöcken marschiert vorne, unsere, aus Limmer, folgt. Micheline, Trudy und ich, gestärkt durch die stillschweigende Erlaubnis des Vortages, verlangsamen den Schritt am Ende der Kolonne. Nach einer halben Stunde hat sie uns weit hinter sich gelassen, wir sehen sie nicht mehr. Als wir uns einer Straßenkreuzung nähern, bemerken wir Gestreifte, die in geschlossenen Gruppen schnell vorbeigehen. Wir nähern uns beunruhigt. Der Großteil der Kolonne hat sich entfernt, und wir stoßen auf eine kleine isolierte Gruppe: *Feldgendarmerie*, SS auf Fahrrädern und Häftlinge mit Schaufeln.

Als uns ein Gendarm erblickt, fährt er uns hart an: »Was macht ihr da?« Trudy zeigt ihre Armbinde, auf die ihr offizieller Titel gestickt ist, und erklärt, dass wir die Müden und Schwachen unserer Kolonne aufsammeln. Der Blick, den er uns zuwirft, ist nicht ermutigend: »Geht, und seht zu, dass ihr eure Gruppe so schnell wie möglich einholt!« Währenddessen beobachte ich die Gestreiften, die angehalten haben, um am Straßenrand zu verschlafen. Einige springen über den Graben und verschwinden im Wald. Ein SS-Mann folgt. Man hört Schüsse. Der SS-Mann kommt wieder, die Gestreiften sehe ich nicht mehr. Ich glaube zu verstehen, aber mein Verstand sträubt sich dagegen. Es kann nicht sein, dass die

8 »die Chinesin«

9 »die Negerin mit Tellerlippen«

10 »die Ziege«

Männer tot sind. Sie haben nicht versucht, sich zu wehren, keine Geste von Angst vor dem Tode verriet das, was gespielt wurde.

Die Kolonne marschiert weiter. Wir gehen mit den Männern. Sie sind noch müder als wir, denn sie haben die Entfernung, für die wir zwei Tage brauchten, in vierundzwanzig Stunden zurückgelegt. Ihr Gesicht ist gelb, ihre Haut trocken, ihr Blick fiebrig. Sie gehen mit großen steifen, holprigen Schritten vorwärts; einige werden von Kameraden gestützt; ein Junge schleppt seinen röchelnden Vater. Alle Augenblicke verlässt ein erschöpftes und verzweifelter Wesen die Kolonne und legt sich an den Straßenrand.

Ich werde niemals diesen sitzenden Mann vergessen. Ein SS-Mann nähert sich ihm, den Revolver in der Hand, und berührt seine Schulter. Ohne sich umzudrehen, erhebt sich der Mann und folgt ihm. Die Männer mit der Schaufel schließen sich an. Ein Schuss: Der SS-Mann und die Totengräber kommen allein zurück. Ich habe diesen Mann, der wusste, dass er sterben würde, gesehen: Sein Gesicht war leer.

Die gleiche Szene wiederholt sich alle 500 Meter. Ich werde sie noch tragischer erleben. SS-Leute halten ihre Revolver auf eine Gruppe Häftlinge gerichtet. Ich erinnere mich der irren Augen und Hände, die ihr Schicksal annehmen. Sie verschwinden alle im Wald, kommen weniger zahlreich wieder heraus und geben die Waffen ab.

Wir marschieren schneller. Wir versuchen, diese unheimliche Gruppe zu überholen. Gefangene lassen sich in den Straßengraben fallen. Wir schreien ihnen zu, sich zu erheben, denn der Tod sei hinter uns. Hören sie uns? Keiner versucht aufzustehen oder auch nur eine Bewegung zu machen. Sie sind schon tot.

Wir entfernen uns. Hinter uns knallen Schüsse.

Wir holen unsere Gefährtinnen kurz vor dem Lager Bergen-Belsen ein. Fernandel, einer unserer Wachposten aus Limmer, mustert uns entgeistert, als er uns ankommen sieht: »Was macht ihr hier? Wisst ihr nicht, dass ihr hier in den Tod geht?«

Die Sonne steht schon niedrig und ihre letzten Strahlen berühren die Erde. Die Kiefernstämmen verlängern sich durch ihre langen Schatten, die aus dem Wald kommen, und die Wipfel haben schon das Grün-Schwarz der Nacht.

Wir stehen einige Schritte vom Tor entfernt und warten darauf, dass es geöffnet wird. Diese Minuten, die letzten vor dem Betreten des Lagers, das uns erschreckt, sind schwer und voller Angst. Micheline weint; sie hat vier kleine Kinder. Trudy ist bleich geworden. Zweimal hat sie den Wachposten schon beschworen, ihr mehr zu sagen, zu erklären, wieso wir sterben werden. Der Soldat weiß es nicht. Das, was er weiß, ist, dass Bergen-Belsen einem Todesurteil gleicht.

Das Tor öffnet sich; wir gehen hinein. Es wird hinter uns geschlossen; wir sind verurteilt.

Das Lager liegt an einem leichten Abhang. Ein breiter sandiger Weg teilt es. Elektrisch geladener Stacheldraht ist entlang der Straße gespannt. Rechts und links, soweit man sehen

kann, stehen Baracken. Später werde ich erfahren, dass die *Blocks* eingeteilt sind und vier verschiedene Lager bilden. Wir gehen zu dem abgelegensten, zum »Stern«-Lager, früher ein Judenlager.

Wir unterziehen uns den Aufnahmeformalitäten aller Konzentrationslager. Man zählt uns, man zählt uns wieder, man teilt uns in Gruppen auf, man teilt neu auf, um uns aufs Neue zu trennen. Währenddessen sehen wir Frauen hinter den Stacheldrähten auftauchen. Dieser Anblick erleichtert uns: Es gibt also noch Lebende hier! Der Wind wirbelt Sand auf und trägt einen unangenehm faden und süßlichen Geruch zu uns herüber. Wir gehen weiter und nähern uns den ersten Baracken. Auf dem Hof liegen schwarze Gegenstände herum. Aus großer Entfernung sehen sie aus wie Haufen durcheinander geworfener Schaufensterpuppen.

Wir gehen noch weiter. Die Straße ist nun von Haufen aus Schuhen gesäumt. Es sind Tausende und Abertausende Schuhe, verbraucht, zerrissen (diese Haufen sind ungefähr 2 Meter hoch, 8 Meter lang und 4 bis 5 Meter breit). Wir biegen nach links ab, dies ist unser Lager. Am Eingang zum *Block* liegt einer dieser erschreckenden Berge von alter Kleidung.

Das Lager besteht aus sieben Baracken. Unser *Block* steht allein; die anderen sechs stehen jeweils zu zweit beieinander. Auf dem Platz, der uns von den anderen Baracken trennt, ist ein riesiges Zelt aufgespannt, das an einen Zirkus erinnert. Das gestreifte Tuch ist zerfetzt, hinter den Löchern zeichnen sich die gleichen Formen ab wie drüben auf dem Hof. Ich glaube zu erraten, was diese Puppen wirklich sind. Es würde mir genügen, einige Schritte zu machen, und ich hätte Gewissheit. Aber ich bin nicht stark genug an diesem Abend. Keine von uns wird diesen Schritt machen, wir sind am Ende, überwältigt von den Visionen der Trauer und des Todes. Seit drei Tagen haben wir nichts getrunken; im Ganzen haben wir 500 Gramm Brot gegessen, wir haben nicht geschlafen und an die 100 Kilometer zurückgelegt. Auch an diesem Abend werden wir nichts essen, nichts trinken; vielleicht wird es morgen etwas Suppe geben.

Man bringt uns in einen großen Saal, dessen Boden aus gestampfter Erde besteht und der vollkommen leer ist, ohne Bett, Tisch und Stuhl. Wir sind fast 300 Frauen: 186 Französinen, 98 Russinnen und Polinnen. Wir versuchen, uns hinzulegen; aber es gibt nicht genug Platz. Eine Zeitlang hört man noch das Schimpfen jener, die nicht wissen, wo sie ihre Beine lassen sollen. Dann beruhigt sich alles, wir schlafen.

Aus diesem Dunkel werden wir durch Rufe aufgescheucht. 300 weitere Deportierte sind angekommen und schließen sich unserer Gruppe an. Der *Block* ist ohne Licht; die Unterbringung erweist sich als unmöglich. Wir versuchen aufrichtig, jeder ihren Anteil an Platz zuzugestehen. Wir erheben uns alle, um uns auf Kommando alle zusammen niederzusetzen. Es bleiben immer wieder Frauen stehen, und der Tag bricht unter Streitereien und Schreien an.

Appell von 6 bis 10 Uhr.

Mittags eine Suppe. Es gibt noch immer kein Wasser.

Wir sind von Toten umgeben. Die Baracke, die sich unserem *Block* anschließt, ist gefüllt mit Leichen. An diesem Morgen wusste ich es noch nicht. Ich wollte zur Toilette gehen, irrte

mich aber in der Tür. Als ich sie öffnete, zeigte sie auf ein Leichenfeld. Hunderte von toten, nackten Frauen ruhen durcheinander in grotesken Stellungen unter dem Zelt.

Bergen-Belsen ist ein Vernichtungslager. Diejenigen, die noch leben, sind wie Wölfe. Die SS beschränkt sich hier nicht darauf, zu quälen und zu töten. Sie beschmutzt. Sie nehmen dem Menschen alles: Trinkwasser, Nahrung, Wasser, um sich zu waschen, den Platz zum Schlafen. Und wenn sich dann der Mensch, wahnsinnig geworden durch die Entbehrungen, auf seine unglücklichen Kameraden stürzt, lässt er ihn gewähren. Dieser Missbrauch vollendet ihr Werk des Hasses. Mehr noch, sie beschützen jene, die durch Schwäche oder Lüsterheit zu Schindern geworden sind. Sie bekommen Vorteile und Sonderrechte. Nach der SS sind sie die Herrscher des Lagers.

In Bergen-Belsen haben die Blockältesten ihre gestreifte Kleidung abgelegt und beeindrucken durch Eleganz. In ihren Händen ständig die einen Meter lange Lederpeitsche, mit der sie schlagen und die es ihnen erlaubt, Privilegien zu erlangen, die sie eifrig ausnutzen. Sie können ungestraft die für die Gefangenen bestimmte Suppe abzweigen. Unter den großen 75-Liter-Kübeln, die aus der Küche kommen, ist immer einer, der nicht ausgegeben wird. Er ist für den Tauschhandel der »Blockowa« bestimmt oder dient zur Bezahlung ihrer treuen Freundinnen, denn wie jede Tyrannin hat auch sie ihren Hof.

Ich möchte eine Suppenverteilung in Bergen beschreiben, wie ich sie wiederholt bei den 300 ungarischen Jüdinnen sah, die nach uns gekommen waren. Die »Blockälteste«, bewaffnet mit einer Lederpeitsche, überwacht die Verteilung. An ihrer Seite nimmt eine Untergebene die Verteilung vor. Die ausgehungerten Deportierten haben sich auf die Kanister gestürzt. Sie schreien, brüllen, weinen, halten ihren Napf hin, stoßen sich, werfen sich um. Die, die zuerst bekommen haben, essen auf der Stelle, versuchen nochmals ihr Glück. Die Hinteren drängen, und der Kanister kommt aus dem Gleichgewicht. Die Peitsche saust auf diese gierige und verzweifelte Meute nieder, sie pfeift über den Köpfen, trifft die Schultern, Gesichter. Niemand weicht zurück. Die im Hintergrund, die ihre Ration noch nicht bekommen haben, werden unruhig. Die menschliche Masse wird dichter, schwerer; sie wird von heftigen Ausbrüchen hin- und hergeworfen, aber sie ist so kompakt, dass sie sich nicht frei bewegen kann. Es kommt häufig vor, dass die Kanister leer sind und dass alle Deportierten vergeblich gewartet haben. Die Sache scheint hier alltäglich zu sein. Die »Blockowa« ist ungerührt. Selbst die, die Hunger haben, protestieren nicht. Ihre Energie ist durch den Kampf verbraucht, und sie fallen wieder in ihre krankhafte Apathie zurück.

Das Leben glich überall dem eines in die Enge getriebenen Tieres. Es gibt immer noch kein Wasser. Der einzige Wasserhahn des Lagers, der 6000 Frauen mit Wasser versorgen soll, ist versiegt. Einige Tropfen, die einzigen, laufen in die Abortgruben. Unter dem Balken, der als Sitz dient, läuft ein von kleinen Löchern durchbohrtes Rohr. Wasser tröpfelt heraus und wird zum Objekt fürchterlicher Begierde. Ich habe Frauen gesehen, die sich schlugen, um an dieses

Wasser zu kommen und es zu trinken. Sie hatten nicht einmal die Geduld zu warten, bis der Sitz leer war.

Die Tage vergehen, die Rationen werden kleiner. Wir sind bereits seit einer Woche ohne Wasser. Für einige hat der Wahnsinn der Selbsterhaltung, der erbitterte Wunsch, zu überleben, alle Hemmungen beseitigt. In dieser Nacht wurden wir durch Schreie geweckt. Eine Frau hatte einige gestohlene Kartoffeln in der Halle der Toten versteckt. Im Glauben, dass die anderen eingeschlafen waren, war sie aufgestanden, um die Kartoffeln alleine aufzuessen. Eine andere Frau, die neugierig geworden war durch die Heimlichtuerei, war ihr gefolgt. Zwischen den Toten haben sie sich dann geschlagen. Bei den anderen haben der Abscheu vor dem brutalen Kampf, das Entsetzen vor dem Elend, Angst und Verzweiflung zu einer düsteren Teilnahmslosigkeit geführt.

Die Engländer sind ganz nahe. Sie sind um uns herum. Wir hören den Kampf, und in der Nacht umzingeln die Brände das Lager. Aber werden sie noch rechtzeitig kommen?

In unserem Block ist bereits Typhus ausgebrochen. Jeden Tag bleiben weitere Frauen mit Fieber liegen. Die Krankheit breitet sich aus, und es gibt keine Medikamente. Das »Revier« ist ekelhaft schmutzig und ohne Hoffnung. Feuchte und von menschlichen Auswürfen verschmutzte Schlafplätze sind über den Boden verteilt. Auf den Matratzen drängen sich lebende Skelette, zerfressen von Typhus, entleert durch die Ruhr. Kein Platz, um sich zu bewegen; man geht über liegende Frauenkörper. Leben sie? Oder sind sie schon tot? Man wüsste es nicht zu sagen, denn man unterscheidet nicht mehr auf den ersten Blick die Kranken von den Toten. Alle Blöcke werden zu »Revieren«. Die Frauen können des Schmutzes nicht mehr Herr werden. Die Flöhe werden zu Legionen, die Kranken, unfähig, sich bis zur Toilette zu schleppen, gehen nur noch bis an die Tür oder bleiben, wo sie sind. Wir haben kein Wasser, um diese menschlichen Exkremete zu beseitigen.

In letzter Minute haben die SS-Leute entschieden, die Toten verschwinden zu lassen. Die Deportierten sollen diese Arbeit machen. Tausend Männer, vielleicht mehr, sind gezwungen, dieses düstere Werk zu vollbringen. Die Prozession der Toten beginnt oben auf dem Hügel im Männerlager, sie führt die zentrale Allee entlang, geht um unseren *Block* herum und endet in einer gigantischen Grube. Zu zweit bewegen sich die Gestreiften vorwärts und schleifen einen Kadaver an den Knöcheln. Die Toten sind schmutzig, von Staub bedeckt. Einige befinden sich im Zustand fortgeschrittener Verwesung. Andere zeigen Spuren vom Kannibalismus, der im Lager herrscht: Es fehlen die Ohren, der Leib ist offen. Manchmal geht ein Mann allein in der Reihe, dann schleift er ein kleines Etwas, das einmal ein Kind war. Schon vor Tagesbeginn umgibt uns die Kolonne der Männer, sie bewegt sich erschöpft und langsam vorwärts, große Lücken in ihren Reihen. Sie geht zu der Grube. Dort wird der Körper in die Luft geschleudert und auf den Haufen geworfen, der höher und höher wird. Ich habe einen Lebenden gesehen, der von einem Toten mit in die Gruppe gerissen wurde. Er konnte sich nicht wieder aufrichten und man hat ihn nicht herausgeholt. Die Kolonne hatte nicht die Zeit dazu. Es regnete Schläge: »Schnell, loos«. Es heißt sich beeilen, es gibt so viele Tote.

Der Sand der Straße höhlt sich immer mehr aus. Ständig werden Kadaver geschleppt und ihre Spur wird immer tiefer und tiefer. Tote bleiben auf der Straße zurück. Es sind die Körper jener, die Tote schleppten. Ihrerseits zusammengebrochen, liegen sie in der Spur der Toten. Wir wagen nicht mehr zu sprechen, zu denken; wir wagen nicht mehr, den Kopf zu heben. Jeder Tote, der an uns vorüberkommt, ist die Vision unseres eigenen Schicksals. Sie ist ohne jede Rücksicht. Das methodische und grausame Vorgehen der SS geht über das Leben hinaus. Der lebende Mensch war hässlich und lächerlich. Der tote Mensch bleibt es; er ist eine graue, widerliche Puppe, die Ekel und Furcht erregen würde, wenn man nicht wüsste, dass es ein Mensch ist.

Um sie zu beweinen, muss man die Augen schließen und an seine Hoffnungen, seine Leiden denken. Der Lebende hat keine Identität mehr, der Tote auch nicht. Alle, die vorüberkommen, sind ohne Namen, ohne Familie, ohne Anhang. Kein menschliches Gedenken wird bezeugen, dass sie dort gelebt haben und dass sie gestorben sind.

Am Morgen des 11. April 1945, nach dem Appell, drücken uns die »Mäuse« ein Kommando auf: Es gibt zu viele Tote und nicht genug Lebende. Auch die Frauen werden Kadaver schleppen ...

Wenn die Engländer kommen, werden bereits acht Tage lang Tote beerdigt worden sein, und es werden noch 33000 Kadaver in den *Blocks*, in den Gassen, überall, wo jemand sein Leben ausgehaucht hat, herumliegen.

Am 12. April werden die deutschen Wachtposten durch Ungarn ersetzt, die weiße Armbinden tragen, Zeichen der Neutralität. Aber die Vorschriften werden unvermindert angewandt. Jede Zuwiderhandlung, z. B. sich dem Stacheldraht über die erlaubte Grenze hinaus zu nähern, die zentrale Straße außerhalb der erlaubten Zeiten zu betreten, wird auf der Stelle bestraft. Die Soldaten schießen auf die Schuldigen. Jeden Tag gibt es Tote und Verletzte.

In der Ferne sind die Brände verloschen. Der Gefechtslärm ist verstummt.

Am 15. April gegen 4 Uhr nachmittags warte ich am Ausgang des Frauenlagers darauf, dass die Tür geöffnet wird, um in der Küche Suppe zu holen. Die Tür öffnet sich, und in dem Moment sehe ich in der Ferne Panzer einfahren. Wenn das die Engländer wären! Zur gleichen Zeit gibt das Tor des Männerlagers dem gewaltsamen Druck nach und die Männer stürzen sich auf die Kartoffellager. Die Ungarn schießen. Die Panzer nähern sich. Die Engländer sind da. Auf den Kartoffeln röcheln die Männer.

Ich laufe zum Block, ich verkünde die Freiheit. Weinend singen wir die *Marseillaise*.

Wir erleben noch schlimme Tage. Die Engländer sind entsetzt über unser Elend. Am Tage nach ihrer Ankunft bringen sie uns Trinkwasser, Duschen im Freien, Nahrung. Aber Bergen

bleibt ein schmutziger Elendshaufen. Jeden Tag gibt es mehr Kranke und mehr Tote. Die Schwächsten entschlafen; jetzt wo wir frei sind, wollen sie nicht mehr kämpfen. Andere sind durch ein Übermaß an Erregung wie geschlagen; ich sah eine Frau vor Freude sterben, als man ihr Zucker reichte.

Die Engländer beeilen sich. Sie begraben die Toten. Sie evakuieren 10 000 Typhusranke. Aber wir warten noch zehn Tage, bis wir dieses Lager des Grauens und des Schmutzes verlassen können.

Am 24. April 1945, um drei Uhr nachmittags, besteigen wir die Lastwagen. Das Lagertor ist offen. Ich sehe dieselben Bäume wie am Tage unserer Ankunft wieder, und es sind nicht mehr dieselben. Birken, zitternd im Licht, säumen die Straße.

Von allen Lastwagen steigt das Lied der Gefangenen auf:

*Oh, Erde, endlich frei,
Wohin wir gehen neu zu leben,
Lieben.*¹¹

Übersetzung: Katharina Hertz-Eichenrode

¹¹ im Original: *O terre enfin libre, / Où nous allons revivre, / Aimer.*